

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 18.

Mittwoch, 22. Januar.

1930.

Via.

(Nachdruck verboten.)

Von Walter von Nummel.

Von einem kräftigen Südwestmonsun die Segel geschwellt, flog die „Taube“ durch eine helle Tropennacht dahin. Sie kam mit Kurs auf Hongkong von den östlichen Molukken und sollte in einem Tage die südlichste Philippineninsel sighten.

Es war still auf dem Schiff. Die chinesischen Matrosen schliefen auf dem Verdeck. Nur einer von ihnen bediente das Steuer, ein eintöniges Lied halblaut vor sich hinmummelnd.

Nicht weit davon lehnten an der Reeling zwei Männer und sprachen miteinander, Klaus Deern, der Eigentümer und Kapitän des Schiffes, und Jürgen, der Steuermann. Der Laderaum der „Taube“ war bis oben schwer mit Kopra angefüllt.

„Gut, daß es so gegangen“, nickte Klaus Deern befriedigt. „Wie Sie, Jürgen, wissen, ist dies meine letzte Fahrt. In Hongkong verkauf ich endgültig die „Taube“.“

„Weiß ich, Kapitän, möcht' es aber doch nicht gut heißen. Wer kann sagen, ob Sie zum zweitenmal ein Schiff bekommen, das so gute Fahrten macht.“

„Es wird mir auch nicht leicht, Jürgen. Geht aber doch nicht anders.“

„Warum nicht? Es steht doch alles bei Ihnen. Sie sind Ihr eigener Herr.“

„Das schon. Aber ich kenn' ein Mädel in Hamburg. Lotte heißt sie. Die möcht' ich heiraten. Hab's ihr auch versprochen. Hat lange genug gewartet. Geld wär' nun genug zusammen gekommen. Die letzten Fahrten haben sich alle gut gelohnt.“

„Eine dumme Geschichte, Kapitän. Ein Seemann soll sich nicht binden.“

„Sie haben leicht reden, Jürgen.“

„Lassen Sie doch die Lotte herauskommen. Platz genug ist auf der „Taube“.“

„Wär' nicht das Richtige, Jürgen. Auf einem Segler, den keine Versicherungsgesellschaft aufnimmt. Möchte die Verantwortung nicht tragen.“

„Na, denn nicht, Kapitän. Dann muß ich mir also doch einen anderen Steuermannsposten suchen. Gute Nacht, Kapitän.“

„Gute Nacht, Jürgen.“

Der Steuermann ging ins Mittelschiff und legte sich im Freien auf ein Segel zur Nachtruhe. Klaus Deern, der die Wache hatte, setzte sich im Achterdeck auf die Reeling.

Rauschend durchschnitt der Kiel des Schiffes die Flut, alle seine zehn schneeweiß leuchtenden Segel waren gleichmäßig vom Winde gefüllt.

Nach der schweren Hitze des Tages war eine laue, milde Nacht herabgesunken. Groß und feierlich wölbte sich über der wogenden See die Himmelstuppel. Unzählige glänzende Lichter erstrahlten daran und hüllten alles in einen fast taghellen, weißen Silberglanz. Stark und rein erglänzte das Kreuz des Südens.

Klaus Deern sah sinnend in die ergreifende Schönheit der Sternennacht hinein. Wenn er das alles seiner Lotte nur hätte zeigen dürfen. Rasselmann, der Fog, ihr Abschiedsgeschenk, sah still zu seinen Füßen und blinzelte, wie sein Herr, beschaulich zu dem flimmern den Firmament empor.

Es mochte gegen Mitternacht gehen, als auf dem Verdeck lauter Lärm ausbrach. Während Deern vor-eilte, gellte ihm der entsetzte Ruf in die Ohren:

„Fire on board.“

Schon stand er mitten unter den brüllenden Chinesen. Aus den Lücken und einzelnen Rissen des Deckbodens drang starker Qualm.

„Luten auf!“, überschrie er das Gezeiter. Als die Einsätze herausgerissen waren, stiegen die Rauchwolken schwer und dicht empor. Ganz von ihnen wie von dichten, weißen Nebeln eingehüllt, konnte er kaum mehr sehen, so stach das in die Augen.

Er ließ die Kopra hinauswerfen. In dicken, mächtigen Schwaden drängte der Rauch hervor und legte sich schwer auf Atem und Lunge. Kein Wort fiel mehr, fieberhaft arbeiteten alle, ab und zu bellte ein heiseres Husten dazwischen. Jürgen, der inzwischen herbeigeeilt war, sprang mitten unter die Nacht im Laderaum schaukelnden Chinesen hinein und feuerte die schon Ersahmenden zu rascherer Arbeit an. Aber trotz aller entfernter schwelender Kopra gelang es ihnen nicht, zum Herde des Feuers vorzudringen. Ganz verborgen, ganz unten am Kiel mußte er liegen.

Jürgen schwang sich wieder an Deck empor und lief auf Deern zu.

„Schlimm, schlimm sieht es da unten aus, Kapitän“, raunte er ihm ins Ohr.

„Ob das Teufelszeug, die Kopra, sich selbst entzündet hat?“

„Möglich, wenn es nichts anderes ist.“

„Feuer angelegt? Meinen Sie?“

„Ja, das mein' ich. Ich denk' an die zwei frechen Chinesenhunde, die Sie im letzten Hafen hinausgeschmissen.“

Die Matrosen, die es in der Tiefe und Gluthitze des Laderaumes nicht mehr aushielten, kletterten halb erstarrt heraus. — Deern und Jürgen schlepten einen Schlauch herbei und leiteten Wasser in die Tiefe. Glucksend und gurgelnd strömten die Fluten hinab und versickerten machtlos zwischen den weißgelben Kopramassen.

Ein lautes Schreckensgeheul der Chinesen unterbrach sie in ihrer Arbeit. Am Bug stieg eine starke Flamme auf. Mit dem Schlauche stürzten Kapitän und Steuermann vor. Schwer prasselte das Wasser auf die Flamme nieder. Langsam begann sie zu erlöschen. Aber die eine sterbende hatte schon zehn neue geboren. Auf allen Seiten krochen sie empor, bläulich züngelnde Flämmchen in einem Augenblicke sich zu schwefelgelb leuchtenden, rotglühenden Riesenslammern auswachsend.

Mitten in der überall sich aufstauenden Feuerhölle stehend, arbeiteten die beiden Männer weiter. Schritt um Schritt, wenn sie nicht selber verbrennen wollten, mußten sie vor dem wütenden Elemente zurückweichen. Ruhlos und vergeblich war ihr Kampf. Bald war das Verdeck nichts mehr als ein Flammenmeer. Verzweifelt kehrten sie bis zur Laderaumlücke zurück.

Sie fanden hier die Matrosen nicht mehr vor. In jähem Schrecken zuckte Deern zusammen und eilte, von

Jürgen gefolgt, einer bangen Ahnung voll zum Steuer zurück.

Zu spät! Das Boot war nicht mehr da. Die Chinesen hatten es herabgelassen und sich davon gemacht. Ein gut Stück draußen in der See schwammen sie schon und hatten dem Boot die Richtung nach den Philippinen gegeben.

„Schuß!“ brüllte Jürgen, riß den Revolver aus der Tasche und gab Schuß auf Schuß in der Richtung auf das Boot ab. Aber die Entfernung war schon zu groß, noch stärker als vorher legten sich die Chinesen in die Ruder.

Das Feuer begann auf das Mittelschiff überzuspringen. Einige aus ihren Verstecken getriebene Ratten rasten in Todesangst zum Achterdeck zurück. Tausende von Funken umsprühten die beiden Männer und wirbelten wie ein unermessliches Meer von giftigen Glühwürmern empor, die Segel waren Feuerfahnen und schlossen sich zu einem todbringenden Flammendache über ihnen zusammen. Grell leuchtete der lichterloh brennende Vordermast ihrem Untergange.

Das Schicksal der „Taube“, die längst steuerlos vor dem Winde trieb, war endgültig besiegelt. Deern und Jürgen eilten, so rasch sie konnten, zu dem an der Keeling des Mittelschiffes hängenden, auch schon von den Flammen umdrängten kleinen Hafenboote. Aus der daneben stehenden Tonne schöpften sie einen Eimer Wasser und stellten ihn hinein, holten das wenige, was an Nahrungsmitteln noch erreichbar war, ließen das Boot hinab und kletterten nach.

Jürgen löste das Seil, einige Ruderschläge, und sie waren dem unmittelbaren Gefahrenbereich der „Taube“ entronnen. Es war keinen Augenblick zu früh gewesen. Der ganzen Keeling entlang drachen die Feuergarben heraus.

Doch schon drohte anderes. Schwer bedrängte die hohe Südwestmondbildung ihr kleines Boot. Rasch und stark rollten die Wogen mit schaum- und giftgekrönten Häuptionen heran. Ohnmächtig, wie ein vom Winde verwehtes Blatt, taumelte das schwache Fahrzeug hin und her, drohte, bald auf einem Wellenkamm tanzend zu kentern oder von einem Brecher in die Tiefe geschmettert zu werden.

„Richtung Nordwest, Philippinen?“, fragte Jürgen zweifelnd.

„Wär' wohl so am besten. Geht aber nicht. Wir können nie gegen die Dünung an.“

„Nordost dann?“

„Nordost.“

Sie setzten ein Segel und trieben dahin, hinauf- und hinabgeschleudert, wie es den daherrrollenden Wellen gefiel, kaum fähig, so viel Wasser auszu-schöpfen, als die Brecher in das offene Boot immer wieder hereinwarfen.

Ab und zu sah Deern nach seiner „Taube“ zurück. Eine rote Feuerburg trieb sein gutes Schiff in der Ferne dahin. Wie drei um Hilfe flehende Arme reckten sich die Masten in den gestirnten Nachthimmel hinein und noch viele Stunden stand am Horizont der Widerschein. Erst gegen Morgen verblaßte er langsam. Nun war die „Taube“ ein schwarzer Wischenhaufen, den im nächsten Augenblicke die schäumende See verschlungen hatte.

Düster starrte er vor sich hin. Alles, was er erhofft hatte, war vernichtet. Er war in dieser einen Nacht ein armer Mann geworden.

Klar und wolkenlos dämmerte der Tag herauf. Mit dem Fernglas suchte Deern den ganzen Horizont ab. Aber er sah nur endlose Wasserfläche, die in der Ferne etwas emporzusteigen schien. Nirgends konnte er Land entdecken, keine der Inseln, die im Nordosten irgendwo liegen mußten, und in gedrückter Stimmung setzte er das Glas vom Auge ab.

Schweigend, wie sie die ganze Nacht geschwiegen, saßen die zwei Schiffbrüchigen sich gegenüber.

Jürgen wusch die schweren Brandwunden, die er

an Armen und Schenkeln hatte, aus und verband sie mit den Fäden seines Hemdes.

Gemeinsam musterten sie die mitgenommenen Vorräte. Für zwei Tage mochten Reis und Schiffszwieback ausreichen. Und für ebensolange das Wasser. Was dann werden sollte, darüber sprachen sie nicht.

Langsam flaute der Wind ab. Das Segel war nur mehr leicht geschwellt und unerbittlich stach die gewaltige Sonne der Tropen nieder. Mit ganzem Herzen begrüßten sie das Herabdämmern des Abends.

Am nächsten Tage war Windstille und eine ungeheure Schwüle breitete sich. Der Himmel war leicht überzogen und das Meer von einer fahlgrauen Bleifarbe. Das Segel klapperte traurig um den Mast, und das Boot fiel mit toter Bewegung von einer Seite auf die andere. Mit Sorge spähten sie umher, ob nirgends ein Wetter aufstieg. Wasser und Nahrung waren stark zusammengeschmolzen.

Sie griffen zu den Rudern. Aber die Strecke, um die sie das Boot vorwärts brachten, war kaum nennenswert. Was bedeutete ein halbes Duzend Meilen in dieser ungeheuren Wassermüste!

Als es Abend wurde, setzte der Wind wieder langsam ein. Mit neuer Hoffnung blickte Deern dem kommenden Morgen entgegen. Doch es zeigte sich das alte Bild, Himmel und Wasser. Er begann zu verzweifeln, der Mundvorrat war aufgezehrt, das Wasser fast auf die Kiege gegangen.

Aus einem Lederriemen schnitt er sich Stücke zu recht, laute und schluckte sie. Rasselmann nagte das Holz eines Ruders an. Nur Jürgen hatte keinen Hunger mehr. Von einem heftigen, durch die Brandwunden erzeugten Fieber geschüttelt, lag er auf dem Boden. Unruhig phantasierend, rief er nach Wasser. Kein Tropfen war bald mehr in dem Eimer. Stöhnend streckte er die Hand aus dem Boot, tauchte sie in die See und brachte das bittere Salzwasser als Kühlung an seine trockene Zunge.

Hinter dem Boote war ein großer Hai aufgestiegen und folgte unermüdlich. Er witterte Beute.

Bald wußte Deern nicht mehr, wie lange sie schon so ins Ungewisse hineinsegelten, über sich die erbarungslos niederstehende, höhnisch grinsende Sonne oder den teilnahmslosen Schimmer der Gestirne. Tag und Nacht gingen in eines über, ungezählte, endlose, schauerliche Stunden, an deren Schluß als Erlösung der Wahnsinn stand.

Er war ausgedörrt von innen. In Fäden hing die von der Sonne verbrannte Haut seines Körpers herab.

Als sich die Qual ins Unerträgliche steigerte, holte er seinen Revolver heraus. Kugeln genug für sie alle. Und sehr lange durfte er die Tat nicht mehr hinaus-schieben. Sonst lag er ohnmächtig wie Jürgen da.

Er dachte an Lotte. Nie mehr würde er sie sehen. Nie würde sie wissen, daß sein letzter Gruß noch ihr gegolten hatte.

Mit glasigen Augen starrte er auf die blühende Wasserfläche hinaus. Da gewahrte er plötzlich in der Ferne einen dunklen Punkt, steuerte darauf zu und erkannte, näher kommend, einen abgetriebenen, treibenden Palmenwedel, an dem noch zwei Kokosnüsse hingen.

Eine leise Hoffnung stieg wieder in ihm auf. Jetzt konnte Land nicht mehr so sehr weit sein. Mit beiden Händen griff er nach dem Palmwedel und zog ihn ins Boot. Er spaltete die eine Nuss, goß ihre klare, köstliche Milch sorgsam in den Wassereimer und tat einen tiefen, langen Zug. Wie neues Leben rann das kühlende Raß durch seinen Leib. Auch Jürgen trank gierig. Aber er wurde der Wohlthat der Equidung kaum mehr gewahr, so lag er in schwerem Fieber.

Lange spähte Deern nach Land aus — vergeblich. Glutrot sank die Sonne, glutrot stieg sie wieder empor und leuchtete nur auf trostlose, tiefblaue Meeresfläche nieder. Und hinter dem Boote zog langsam und geduldig der Hai mit.

(Fortsetzung folgt.)

Helle Fenster.

Wenn das Winterdunkel früh und trübe
Wie ein Netz sich um die Bäume strickt,
Schwer die Häuserstirnen niederdrückt,
Ist's, als ob in Fenstern hell erloht,
Noch ein guter Glanz gefangen bliebe
Von dem schräg verglühten Sonnenrot.

Wintergrauen wandert durch die Gassen,
Die im Frost erdröhnen schrill und bang,
Klappernd von verlornen Schritte Klang.
Von dem Schattenwogen dicht umbraut,
Zitternde Laternenflammen blaffen,
Wie ein ängstlich Rinderauge schaut.

Fremd verzaubert haben Nachtgewalten
Der vertrauten Nähe Angesicht.
Aber schimmernd freundlich-warmes Licht
Wirft aus hellen Fenstern seinen Schein,
Tröstend, vor des Dunkels Spulgestalten
Wohlgeborgen und daheim zu sein.

Heinrich Leis.

Es ruft in der Nacht.

Skizze von Erik Philipovi.

Unsere Insel liegt im Nordmeer wie ein strapazierter
Stiefel. Oben hängt ihm eine Strippe heraus und ist der
äußerste Zipfel Deutschlands, ein schmaler Dünestreifen
zwischen See und Watt. Die beiden Leuchttürme und ihre
Familien sind die einzigen Bewohner und haufen wie auf
einer Endstation am Rand der grenzenlosen Sicht, umbrandet
vom urzeitlichen Spiel und Gegenspiel von Himmel, Meer
und Land. Das Ostfeuer hat Standlicht und schaut unent-
wegt nach dem Westfeuer, dessen Blinklicht die ganze Nacht
hindurch kurz-lurz-lang macht. Sie sagen auf der Insel,
daß die Leuchttürme auf Ost- und Westfeuer noch nie über-
eingestimmt haben.

Bielleicht fing die Feindschaft zwischen Claus Brodersen
und Jens Nielsen schon mit diesem eigenartigen Widerspruch
ihrer Leuchttürme an, bei denen sie nachts wachen mußten.
Alles übrige Geschehen beherrschte im Wechsel von Wetter
und Gezeiten und im Auf und Ab des Wellenschlages so un-
beschränkt einerlei den winzigen Landsinger, daß es sich wie
ein unabänderliches Schicksal in das Nachdenken der ein-
samen Menschen verbohrt. Es mußte alles so sein, keine
menschliche Nacht konnte es ändern, so wenig wie etwas
dem Willen der Meeresströmung zu widerstreben mächtig
war, die an den Dünen wie an weißen Knöcheln nagte.

Aber ins Unbedingte, Unabänderliche vertiefte sich auch
jeder menschliche Gegensatz. Nach der Revolution wurde die
Insel Abstimmungsgebiet. Auch in den Dörfern entstand
hier und dort Meinungsverschiedenheit über die Frage: für
Deutschland oder Dänemark? Am Ende der Welt, zwischen
Ost- und Westfeuer, brach darüber Feindschaft aus auf Leben
und Tod. Deutschland siegte. Claus Brodersen mit seinem
Standlicht beauftragte künftig das Westfeuer, das nach der
dänischen Küste blinkte. Jens Nielsen wurde seinem Nach-
bar dienstlich unterstellt.

Als die Februarstürme das Gewölk ins Wasser rissen,
bis der Tag in der Flut versank, kam zur Unzeit für
Brodersens Frau ihre schwere Stunde. Der Mann hing am
Fernsprecher und bekam keinen Anschluß bei der nächsten
Menschenfiedlung. Er überwand sich und rief das Blinkfeuer
an, dessen Frau möge ihrem Geschlecht beistehen in seiner
höchsten Not. Jens Nielsen los, seine Frau sei selber krank.

Es rief in der Nacht — vergebens! Am Morgen kam
das Kindlein tot zur Welt. Seitdem siechte Brodersens Frau
dahin. Claus nannte in der Auktionskammer des zugehörigen
Dorfes Jens Nielsen einen Verbrecher. Der Strandvogt
Beddersen beantragte Nielsens Verhaftung, bevor das Unheil
weiter seinen Lauf nehme.

Unentwegt schaltete das Gleichmaß im ungeheuren
Raume. Der Tag hob den Saum der Nacht auf, und die
Nacht begrub den Tag in den Wogen. Welcher Monat, welcher
Wochentag? Der Frühlingstag verlor sich schaukelnd im
grauen Einerlei; milchweißes Nebelgespinnst trock hinter ihm
drein. Das Geschnatter und Geschrill der Strandvögel ver-
stumte. Das Meer lastete im Traum, während die Welt
bei sich selber im tiefen Nachdenken versank.

Claus Brodersens Frau mußte sich operieren lassen, hatte
am Vormittag der kleine Doktor Jensen gesagt und war auf
seinem hochgründigen Dünenkarren davongefahren. Nun sah
der Feuerwärter bei seinem Licht und hatte den Kopf in
beide Hände gestützt. Da meldete sich der Fernsprecher vom
Westfeuer und vermittelte, als Claus den Hörer abnahm,
einer weinerlichen Frauenstimme und ihrer Angst die Zu-

leitung zum Ohr eines Todfeindes. Jens Nielsen war mit
der zweiten Flut nach der Sandbank Uthörn gefahren und
nicht zurückgekehrt.

Was er dort wollte? Die Frau schwieg. Seehunde
schlichen, obwohl es dem Feuerwärter verboten sei zu jagen.
Da müsse Jens selber zusehen, wie er fertig werde. So höhnte
Claus und hängte ein. Es erfüllte ihn mit Genugtuung,
daß die Strafe Gottes einen Missetäter jetzt heimsuchte.

Nach geraumer Zeit rief das Westfeuer abermals an.
Diesmal bettelte und barmte die Frau noch ärger. Sie höre
deutlich aus der Gegend von Uthörn das Dirsersuchen ihres
Mannes. Gewiß war ihm bei aufkommender Flut sein Boot
abgetrieben. Nun komme der Blanke Hans und nehme ihn
mit. Claus ereiferte sich zum Zorn: „Oha!“ der Teufel
komme über einen Kindsmörder und zahle ihm heim. Wer
aber ihm, Claus, die Kosten zahle für die Operation seiner
Frau?

„Am Gottes Barmherzigkeit willen!“ jammerte die
Stimme. Dann solle der Nachbar ihr sein Boot leihen und
ihr erlauben, das Westfeuer so lange zu verlassen.

Über dem harten Nein brach die Stimme ab.
„Gottes Barmherzigkeit?“ knirschte Claus und starrte in
sein Licht. Gott hielt Gerichtstag!

Aber nach einer Weile konnte er nicht mehr still sitzen.
Es trieb ihn hinunter ans Watt. Oben blinkten bleiche
Sterne. Über dem Wasser lag es stumm wie flodrig weißer
Odem. Horch! Jetzt kommt es fernher aus Menschenohr.
Es ruft in der Nacht!

Dieses hilflose Rufen hat Claus Brodersen schon vor
Jahren gehört. Die Erinnerung daran sinkt bleischwer in
ihm ein und läßt seine Knie beben. In Glandern ist's ge-
wesen. Sie liegen bei Poeltapelle. Ringsum spritzen turm-
hoch die Erdfontänen. Der Betonklob, den die Eisenhämmer
knaden wollen, heißt die Hundehütte. Aber das Ärgste ist
zulezt das nächtliche Rufen der Verwundeten aus den
Tümpeln im Trichterfeld. Sie stoßen sich die Ohren zu.
Und als es nichts hilft gegen das Rufen, muß es sein. Es
muß sein! Sie müssen heraustrischen aus Dedung und dem
stärksten gehorchen — dem, das so ruft in der Nacht!

Claus Brodersen ist auf seinen Leuchtturm geücheltet,
stiert ins Licht, seine Mienen verzerrten sich. Jetzt hält er sich
die Ohren zu. Aber er hört das fürchterliche Rufen doch, als
wäre es innerlich in ihm. Zulezt ist er zähneknirschend auf-
gestanden. Hinab zum Strand, und weil er kein anderes
Mittel zur Hand hat, löst er das Boot und steuert gegen das
gespenstisch weiße Rufen an, wie gegen einen Feind!

Er kommt ans Ziel. Auf Uthörn langt die Flut Jens
Nielsen schon bis unter die Arme. Er plumpst ins Boot wie
ein Sack.

Nun ruft es nicht mehr in der Nacht. Claus hat einen
stummen, unlieben Fahrgast. Als sie anlanden und Jens sich
nicht erhebt, stößt ihn Brodersen mit dem Fuß an und läßt
seinen Zorn an dem Feind aus, der über Gebühr glimpflich
davon gekommen ist.

Weil aber der vom Tode Gerettete nicht wieder schlägt,
sondern wie ein Kind aufschluchzt, läßt Claus von ihm ab,
erstaunt und besinnend sich. Erst bei seinem Leuchtturm fällt
ihm ein, daß er wohl wider Wissen und Willen, unter dem
Einfluß der Kriegerameradschaft, ein Werk der Barmherzig-
keit Gottes vollbracht hat.

Der Domino.

Novelle von Ida Sorter.

Er war aus schwarzer Seide, hatte eine lange Schleppe,
eine spitzenbesezte Kapuze und man sah es ihm an, daß er
gar vornehmer Leute Kind war, daß sein tadelloser Schnitt
sich liebevoll genau den schönen Formen seiner eleganten
Besitzerin anschmiegen müsse.

Er verdankte seine Existenz einer eifersüchtigen Regung
der jungen Frau, die, um einer schon längst befürchteten
Treulosigkeit des Gatten endlich auf die Spur zu kommen,
ihn hatte anfertigen lassen und nun hoffte und fürchtete,
unter seinem dedenden Schutz auf der arden Redoute den
schon so lange vergeblich gesuchten „Beweis“ zu finden.

Als Frau Helene das reich mit Silber und Perlen be-
stiehte Ballkleid, über das sie den Domino werfen wollte,
anlegte, gingen ihre Gedanken einen gar weiten Weg, den
Weg, der zwischen dem ersten Ballkleid und dem unentfess-
machenden Domino lag.

Ein gar duftiges Ballkleid war es gewesen, duftig und
unpraktisch wie ihre Mädchenräume! Aber welch hoffenden
Herzens hatte sie es angelegt, sicher, daß es ihm bestimmt
sei, Zeuge zu werden des Wunderbaren, das sich ereignen
müsse. Und das Wunderbare war gekommen! Gar oft hatte
Ernst, ihr Gatte, ihr später gesagt, daß ihm an jenem Abend
trot der unendlich vielen Tüllwolken ihres Kleides die
leuchtendste Sonne aufgegangen sei.

Aber nur zu bald hatten die launischen Wetter- und Glücksgöttinnen die Wolken sich wieder verdichtet lassen, und bald lagen sie so dicht zwischen den beiden Menschen, daß sie einander kaum mehr erkennen konnten, sich auch nicht mehr die rechte Mühe nahmen, den dichten Nebel mit ihren Blüten zu durchdringen. Nur zu bald ging jeder wieder seinen eigenen Weg, der weitab von dem des andern führte. Die leuchtende Liebe war dunklen Zweifeln gewichen, aus dem duftigen Ballkleid war ein schwarzer Domino geworden. Ganz in ihre Erinnerungen verloren, streifte Frau Helene über das prächtige Kleid. Dann warf sie sich den Domino über, sog die unentfälschmachende Kapuze tief ins Gesicht und ging, sich letzte Gewißheit zu holen.

Und als der Domino seine Schuldigkeit getan hatte, da hieß sie ihn gehen. Nicht jedesmal beim Öffnen ihres Kleiderschranks wollte sie an die dunkelste, schmerzhafteste Stunde ihres Lebens erinnert werden, an jene Stunde, in der ihr Herz sich in den letzten Zuckungen einer veratmenden Liebe gewunden hatte.

Und als ob ihr durch das Entfernen dieses mahnenden Zeugen Beruhigung werden könnte, hatte sie den Domino verkauft, und er ging nun in den Besitz einer Masken- und Kostümverleihanstalt über.

Hier hing er nun in ruhiger Beschaulichkeit, gleich einer Mönchskutte, ließ sich von der Sonne bescheinen, und glaubte, sein schwarzes Lebenswerk schon vollbracht zu haben.

Aber da gibt es Menschen, die auch das Schwärzeste rosa sehen und Frau Franziska war sicher nicht die Person danach, sich durch Reflexionen den Genuß einer seltenen Gelegenheit zu Vergnügen verkümmern zu lassen. Geschmeichelt lauichte sie den Anpreisungen der Masken- und Kostümverleiherin und es erfüllte sie fast mit Ehrfurcht vor sich selber, daß es ihr vergönnt sein sollte, ihre plumpen Formen in ein Kleidungsstück zu zwängen, das einst die Gestalten der „Frau Fürstin Rosenburg“ und der „Herzogin von Beaufort“ umschlossen hatte. Und vor lauter Ehrfurcht vor diesem illustren Kleidungsstück ließ sie sich noch ein paar Mark Leihgebühr mehr abschwätzen, „denn“ so schloß sie, „mein Gott, unsereins muß das ganze Jahr sparen, um sich auch einmal ein Vergnügen leisten zu können, aber dafür will man dann auch elegant aussehen! Und schließlich ist doch solch ein Domino so ein praktisches Ding! Da kann man ganz gut sein Grauwollenes vom vorletzten Sommer darunter tragen, und schaut noch immer wie eine Fürstin aus.“

Und wirklich sah das Kostümtränzchen der „Flotten Bruderrunde“ noch nie solch kostbares Stück in seiner Mitte, und noch acht Tage später, als der Domino, mit einigen gepflakten Nähten und mit Fettsflecken geziert, schon wieder im Auslagelasten seiner Besitzerin hing, konnte man die Gattinnen der „Flotten Brüder“ diese maßlose Verschwendungssucht und „Robeltuererei“ schelten hören, die die kleine Beamtenfrau verleitet hatte, sich einen glücklichen Tag zu verschaffen! Und konnte ihre Überhebung tabeln hören, die ihr einen Domino aus gewöhnlichem Wäschstoff, wie alle ihn doch getragen hatten, zu schlecht erscheinen ließ.

Aber der Hauptbeteiligte an dieser Sache, der schwarze Domino, war sich der Schmach, von einer kleinen Beamtenfrau getragen zu werden, nicht so recht bewußt geworden. Im Gegenteil, er zeigte sogar eine hellere Farbe als bisher! Kam dies davon, daß er durch das lange Sängen im Auslagelasten ein wenig von den Sonnenstrahlen gebleicht worden war oder war es aus Freude darüber, daß es ihm vergönnt gewesen, der Urheber einiger glücklicher Stunden in einem sonst freudlosen Dasein zu werden?

Die weiten Falten des Dominos schwiegen.

Und ein wenig schien er sich auch zu schämen, daß er seinen Zweck, die Persönlichkeit seiner Trägerin in tiefes Dunkel zu hüllen, nicht ganz erfüllt hatte, da er ja durch seine Pracht gerade alle Blide unwiderstehlich auf sich gelenkt und so zum Verräter an seiner Schutzbefohlenen geworden war.

Aber das störte weder sein, noch ihr Glück.

Und so wanderte der Domino von einer Hand in die andere. O, wenn er nur hätte reden wollen, der Verräter wie vieler Geheimnisse wäre er geworden!

Er hätte von Fräulein Christine, der Choristin, erzählen können, die Herrn Ernst ein paar nachdenkliche Minuten bereitet, da er beim besten Willen sich nicht entsinnen konnte, wer einst die Dame gewesen, die einen ganz ähnlichen trug und die bei der großen, vornehmen Redoute jeden seiner Schritte bejaunt hatte.

Er hätte von Marie berichten können, der schon etwas angejahrten Näherin, die sich in ihn gehüllt hatte, in der

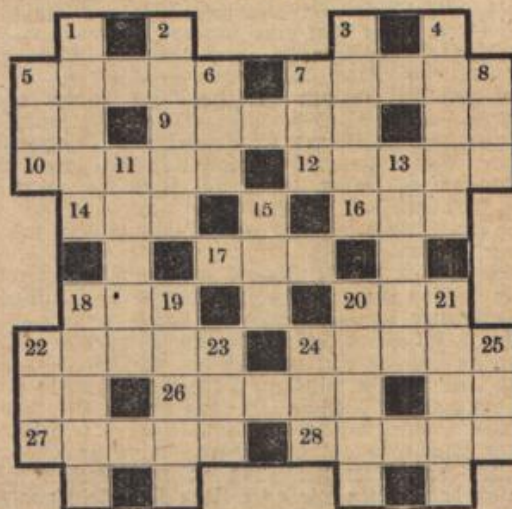
sitternden Hoffnung, doch auch einmal ein bißchen Schönheit des Lebens erfassen zu können, und wie sie ihn nach einigen Stunden traurig wieder abgelegt hatte, als es ihr klar geworden war, daß ein seidener Domino allein es auch nicht tue, daß seine schwarze Farbe nur leuchtend werde durch Lebenslust und Lebensfreude seiner Trägerin, die doch beide in ihr schon längst erloschen waren.

Und er hätte auch über das traurige Ende sich beklagen können, das ihm durch Franziska, die bei Professors Köchin war, bereitet wurde, durch dieses Mädchen, das zu viel der Lebensfreude besaß und das in einem tollen Wiener Walzer dahinwirbelnd mit den breiten Falten ihres Gewandes sich an einem eisernen Kleiderständer verding, und über den lähen und schmerzhaften Tod, der ihm dadurch wurde.

Aber schließlich kann doch solch ein schwarzer Domino vom Dasein auch nicht mehr verlangen als ein Mensch. Und er hatte doch wahrlich ein volles Leben gelebt! Er hatte Liebe und Haß, Freude, Eifersucht und Schmerz kennen gelernt und brachte sogar nach seinem Tode noch Nutzen, da er seiner Besitzerin, der „Masken- und Kostümverleiherin“, noch ein wunderschönes seidenes Futter für ein neues Kleid abgab.

Was kann denn so ein Domino noch mehr wollen?

Kreuzworträtsel.



Senkrecht. 1. Stadt in Hinterpommern. 2. Westdeutsche Industriestadt. 3. Künstliche Wasserstraße. 4. Inlett. 5. Stadt in Belgien. 6. Fremdwort für „Herr“. 7. Fremdwort für 24 (Senkrecht). 8. Biblischer Frauenname. 11. Deutsche Münze. 13. Kostbarkeit. 15. Raubfisch. 18. Stadt in Bayern. 19. Kostbares Gewebe. 20. Vertilgungsmittel. 21. Frauenname. 22. Artikel der deutschen Grammatik. 23. Bedrückende Lage. 24. Gegensatz zu „schlecht“. 25. Gewässer. — Wagerrecht: 5. Heftiger Anprall. 7. Kanton der Schweiz. 9. Biblische Person. 10. Geeignete Zeit. 12. Handschuhleder. 14. Wald- und Hirtengott. 16. Schiffsseite. 17. Wasserläufiger. 18. Marokkanische Hauptstadt. 20. Gebirgsviehweide. 22. Stadt im Rheinland. 24. Hochbetagter Herr. 26. Spaß (i = j). 27. Ansiedelung. 28. Teil einer Scheune.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 12: Senkrecht: 1. Birle. 2. Trab. 3. Tat. 4. All. 5. Ritt. 6. Nabob. 8. Athen. 9. Ewers. 10. Kleopatra. 11. Robeltis. 13. Uhr. 15. Ton. 20. Aft. 22. Ewe. 23. Reh. 24. Erato. 25. Henne. 26. Ara. 27. Meffa. 30. Etage. 32. Ebbe. 33. Ende. 35. See. 36. Eis. — Wagerrecht: 1. Blatt. 4. Alfen. 7. Raa. 9. Eli. 10. Kattowit. 12. Raib. 14. Toto. 16. Ehe. 17. Ehr. 18. Rob. 19. Roman. 21. Segen. 23. Ratte. 25. Seta. 27. Met. 28. Rue. 29. Tre. 31. Ehre. 33. Etat. 34. Abstinens. 37. Beo. 38. Eid. 39. Allee. 40. Serie.

Scherz und Spott

Englischer Humor.

Jede Frau unter dreißig Jahren hält sich für eine geborene Filmschauspielerin, und jede Filmschauspielerin hält sich für eine Frau unter dreißig Jahren.